



Katja Freeh

Die Frau meines Bruders

e!/g

Katja Freeh

**DIE FRAU MEINES
BRUDERS**

Roman

© 2022

édition el!es

www.elles.de
info@elles.de

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-95609-350-0

Coverfoto:
iStock.com/Svetlanais

1

Der schlimmste Weg, den man wählen kann, ist der, keinen zu wählen.

Wer immer das gesagt hat, er oder sie hat vermutlich recht gehabt. Aber immer wieder habe ich mich gefragt: Was wäre passiert, wenn ich keinen Weg gewählt hätte? Wäre das wirklich das Schlimmste gewesen?

War es tatsächlich besser gewesen, einen Weg zu wählen?
War es besser gewesen, dass ich weggegangen war?

Was wäre passiert, wenn ich nicht weggegangen wäre?
Wenn ich hiergeblieben wäre?

Hätte sie Jan dann auch geheiratet?

Jedes Mal, wenn ich daran dachte, musste ich schlucken.
Und jedes Mal kam ich zu derselben Erkenntnis: Ja, das hätte sie. Das hatte nichts mit mir zu tun gehabt, nur mit ihr.

Solche Überlegungen sind immer absolut müßig, und doch machte ich mir sie. Vielleicht weil ich Schriftstellerin bin und sowieso immer überlege, über alles Mögliche nachdenke.
Über Situationen, über Menschen, über die Zusammenhänge.

Schon als ich ein Kind gewesen war, hatte ich viel über diese Dinge nachgedacht. Oft wurde mir nachgesagt, ich wäre viel zu ernst für mein Alter. Aber kann man die Dinge denn einfach so hinnehmen, ohne darüber nachzudenken?
Ist das überhaupt möglich?

Für viele Leute war es das, das hatte auch mich die Erfahrung gelehrt, aber ich hatte es nie wirklich verstehen können. Das Leben einfach so hinzunehmen, ohne sich

dagegen zu wehren, ohne etwas daran ändern zu wollen, das schien wider meine Natur zu sein.

Nur hatte mir diese Natur nicht unbedingt das große Glück gebracht. Eher im Gegenteil.

Selbst als ich mir einbildete, Anna wäre mein Glück, war ich schon unglücklich gewesen. Denn sie tat nie das, was ich von ihr erwartete, was ich mir von ihr wünschte, mir erträumte. Jedes Mal, wenn ich sie wiedersah, musste ich mit dem Schlimmsten rechnen. Und ich wusste noch nicht einmal im Voraus, was das sein würde. Es war immer wieder eine Überraschung. Die mich meistens niederschmetterte. Und doch kam ich nicht von ihr los.

Manchmal waren die Überraschungen auch angenehmer Art gewesen. Wie beispielsweise das erste Mal, als sie mit mir geschlafen hatte. Das hatte ich nicht im Entferntesten erwartet, denn es geschah schon kurz, nachdem wir uns kennengelernt hatten.

Ich sage, sie hat mit mir geschlafen, nicht ich mit ihr, weil es genauso war. Ich hatte sie bewundert, angehimmelt wahrscheinlich sogar, aber ich hatte mir zu diesem frühen Zeitpunkt noch überhaupt nichts erwartet.

Es kam ganz plötzlich, dass sie mich zu sich einlud, nach ihrem Feierabend. Ich dachte, es wären mehrere Leute da, weil das üblicherweise so war. Aber an diesem Abend nicht. Wir waren allein.

Ich weiß bis heute nicht, ob das ein Zufall oder Absicht war. Auf jeden Fall war es sehr ungewöhnlich, dass man sie einmal allein antraf. Normalerweise schwirrten immer eine ganze Menge Menschen um sie herum.

Sie zog Menschen an, ohne dass man das Gefühl hatte, sie gab sich irgendwelche Mühe, das zu tun. Meistens wirkte sie sogar ziemlich unbeteiligt. Nie hatte man den Eindruck, sie hatte die Absicht, so umschwärmmt zu werden.

Es war einfach so.

War es das, was mich so an ihr angezogen hatte? Ihre Beliebtheit? War ich wie alle anderen?

Das wollte ich natürlich nicht sein, und als ich merkte, dass ich nicht die Einzige war, mit der sie sich auf diese Art abgab, versetzte mir das einen sehr schmerzhaften Stich. Ich wäre gern die Einzige gewesen, aber das schien nicht in ihrer Natur zu liegen. So wenig, wie es in meiner Natur lag, sie zu teilen.

An diesem ersten Abend jedoch musste ich sie nicht teilen, wusste noch nichts von all dem, was auf mich zukam. Ich hatte eine Flasche Wein gekauft, weil ich nicht mit leeren Händen kommen wollte, und da sie gerade erst nach Hause gekommen war, ließ sie ihr Glas stehen, nachdem sie die Flasche geöffnet und uns beiden ein Glas eingegossen hatte, und ging erst einmal duschen.

Sie lud mich nicht dazu ein. Was ich natürlich auch gar nicht erwartet hatte. Doch sie war ja immer für eine Überraschung gut. Und hätte ich sie damals schon so gut gekannt wie später, hätte es mich nicht überrascht, wenn sie mich mit in die Dusche genommen hätte.

Damals jedoch fand ich es völlig selbstverständlich, dass sie mich allein am Tisch in ihrer Küche sitzen ließ, mit meinem Weinglas vor mir und dem Blick auf ihres, von dem sie gerade einmal einen Schluck genommen hatte. Der Abdruck ihrer Lippen war wie ein eingraviertes Muster, das diesem ansonsten schlichten Glas eine ganz besondere Note verlieh.

Natürlich stellte ich mir vor, ich wäre das Glas, und ihre Lippen hätten sich auf meine gelegt, so wie sie den Rand des Glases umschlossen hatten, als sie trank. Gleichzeitig jedoch lachte ich über mich selbst und meine Vorstellung, denn sie erschien mir absurd. Warum sollte sie mich küssen? Wir kannten uns gerade einmal drei Tage und waren uns noch nie näher gekommen, als es bei so einer zufälligen Bekanntschaft üblich ist.

Sie erschien mir völlig eingebettet in das Nest der Freundschaft so vieler, das sie umgab. Da schien gar kein Platz mehr für noch jemanden zu sein. Damals wusste ich

noch nicht, dass schon viele aus diesem Nest verstoßen worden waren. Oder es voller Verzweiflung, Wut und Enttäuschung verlassen hatten.

Die Vielgeliebten sind nicht unbedingt immer die Treuesten oder die Zuverlässigsten. Man denkt, wer geliebt wird, muss doch auch lieben. Aber das ist ein Irrtum.

Für Anna war die Aufmerksamkeit, die sie erhielt, so selbstverständlich, dass sie es vielleicht gar nicht mehr bemerkte. Es war dennoch nicht so, dass es ihr gleichgültig war. Sie freute sich, wenn man sie beachtete. Wenn jedoch mehrere Leute gleichzeitig etwas von ihr wollten, ließ sie das diejenigen miteinander auskämpfen, beteiligte sich nicht. Sie war dann sozusagen die Beute der Siegerin oder des Siegers, der oder die sich im Anschluss ausschließlich mit ihr beschäftigen durfte.

In gewisser Weise gab sie sich hin wie ein Geschenk. Auch an diesem ersten Abend, als sie aus der Dusche zurückkam, empfand ich das so.

Ich hatte die ganze Zeit dem Rauschen des Wassers gelauscht, und mein Puls schoss in die Höhe, als das plötzlich verstummte.

Danach dauerte es nicht mehr lange, bis sie in ein Handtuch gehüllt hereinkam, die langen, feuchten Haare unter einem zweiten Handtuch auf ihrem Kopf versteckt. Sie war sehr zierlich, und das nicht besonders große Handtuch reichte durchaus aus, ihre sämtlichen Blößen zu bedecken. Dennoch stockte mir fast der Atem, als sie in die Küche trat.

Vermutlich hätte sie mich nicht mehr erregen können, wenn sie nackt hereingetreten wäre. Aber vielleicht wusste sie auch, dass Nacktheit oft weniger attraktiv ist als die nur knappe Bedeckung entscheidender Stellen. Vielleicht machte sie sich aber auch gar keine Gedanken darüber. Was aus meiner heutigen Perspektive betrachtet am wahrscheinlichsten ist.

Manchmal hatte ich das Gefühl, sie wusste gar nicht, warum die Leute sie so begehrten. Es war ihr selbst ein

Rätsel. Vielleicht weil sie selbst nie jemanden wirklich begehrte? Weil alle immer auf sie zukamen?

Das, was ihr vermutlich ein Rätsel war, war für mich keins. Ich fand sie so begehrenswert, dass das für mich außer Frage stand. Wie für viele andere auch.

Dafür war sie in so gut wie jeder anderen Hinsicht ein Rätsel für mich. Ein wandelndes Geheimnis. Ich verstand sie nicht, wusste nicht, was sie dachte oder fühlte. Und doch wollte ich ihr nah sein.

Es war wie ein Urbedürfnis. Als ob ich nicht mehr ohne sie leben könnte. Und es war furchtbar für mich, als ich es dann musste.

An diesem ersten Abend war ich davon jedoch noch weit entfernt. Sie kam mit einem Mona-Lisa-Lächeln herein, die Arme über dem Kopf, weil sie noch den Turban mit ihren Haaren zusammensteckte, das Handtuch geschickt darüber befestigte. Gleichzeitig sah ich den Ansatz ihrer Brüste aus dem unteren Handtuch hervorlugen, stellte mir vor, es würde herunterfallen. Wie konnte es da überhaupt halten?

Aber es hielt. Genauso geschickt wie das Handtuch um ihre Haare herum musste sie auch das Handtuch um ihre Brüste und Hüften herum befestigt haben. Sie konnte sich frei bewegen, und doch rührte es sich nicht.

Ich sah, dass sie sich unter den Armen rasiert hatte, und auch ihre Beine glänzten haarlos seidig. Eingehüllt in die beiden weißen Handtücher war sie wie ein mit glänzendem Zuckerguss überzogener Leckerbissen. Mir lief wirklich das Wasser im Munde zusammen, und ich musste schlucken.

Niemals konnte man bei ihr sagen, ob sie so etwas bemerkte. Ihr Lächeln änderte sich nicht, als sie auf den Küchentisch zukam, an dem ich saß, ihr Glas anhob und mir zuprostete. »Ich hoffe, es hat nicht zu lange gedauert«, sagte sie mit ihrer melodiösen Stimme, die fast den Eindruck vermittelte, sie würde singen.

Ich würde bis in alle Ewigkeit auf dich warten und es würde mir nichts ausmachen, dachte ich, aber ich sagte:

»Nein, überhaupt nicht.«

Sie leerte ihr Glas und stellte es wieder auf den Tisch. »Du hast deinen Wein gar nicht ausgetrunken«, bemerkte sie.

Den Wein hatte ich ehrlich gesagt völlig vergessen, weil ich nur auf das Rauschen des Wassers gelauscht hatte. Nun richtete sich ganz überrascht mein Blick auf das Glas vor mir. »Tatsächlich«, sagte ich.

Sie hob die Flasche an und goss sich selbst nach. Währenddessen fühlte ich mich regelrecht genötigt, mein Glas auszutrinken, damit sie mir ebenfalls nachschenken konnte.

Das tat sie dann auch, wobei sie sich vorbeugte, sodass ich hinter dem Handtuch, das sie umschloss, fast unwillkürlich auf ihre Brüste schauen musste. Wie immer geschah das von ihrer Seite aus scheinbar völlig absichtslos, doch ich hatte plötzlich das Gefühl, in einem lodernden Feuer zu sitzen.

Auf einmal umspielte ein amüsiertes Lächeln ihre Mundwinkel, das mehr als das einer Mona Lisa war. »Gefällt dir, was du siehst?«, fragte sie leise, aber ihre Stimme schien zu vibrieren.

Vielleicht bildete ich mir das jedoch auch nur ein. Bevor ich überhaupt sprechen konnte, musste ich ein weiteres Mal schlucken. »Tut mir leid«, sagte ich. »Ich wollte dich nicht anstarren.«

Sie lachte weich. »Du starrst ja auch nicht mich an, sondern meinen Busen.«

»Entschuldige, ich . . .« Mein Gesicht schien noch heißer zu werden als der Rest meines Körpers.

Fast wäre ich aufgesprungen, weil ich diese Nähe nicht mehr ertragen konnte. Und doch war es, als wäre ich mit eisernen Ketten an die Sitzbank gefesselt, die den Küchentisch halb umgab.

Sie stellte die Flasche ab, die sie immer noch in der Hand hielt, weil sie mir nachgeschenkt hatte, und beugte sich noch weiter vor, bis ihre Lippen meine berühren konnten.

Es war gleichzeitig wie ein elektrischer Schlag und wie ein Versinken im tiefen Meer. Ich musste die Augen schließen. Das bewahrte mich aber nicht davor, sie nicht nur zu fühlen, sondern auch zu riechen. Sie roch fantastisch.

Es war das Shampoo und das Duschgel, sicherlich auch ihr Parfum, das sich mit ihrem ganz eigenen Duft mischte und mich wie eine aufreizende Wolke umgab. Mein Herz wummerte dermaßen in meiner Brust, dass ich das Gefühl hatte, eine riesige Trommel zu sein, auf die jemand mit einem gewaltigen Schlägel einschlug.

Natürlich schlug niemand auf mich ein. Sie küsste mich nur. Aber wenn es jemals eine Situation gab, in der das Wörtchen *nur* völlig unangebracht erschien, dann war es diese.

»Willst du mit mir schlafen?«, fragte sie fast noch an meinen Lippen, von denen sie sich kaum gelöst hatte.

Was für eine Frage! Die musste sie weder mir noch sich selbst stellen, nahm ich an.

Dennoch war ich unfähig zu antworten. Meine Kehle schien wie zugeschnürt.

Sie richtete sich auf und hielt mir die Hand hin. Gleichzeitig griff sie nach ihrem Glas und trank es aus. Als ob beides dieselbe Bedeutung hätte.

Vielleicht hatte es das für sie auch. Für mich nicht. Ich nahm ihre Hand und fühlte den Strudel, der mich hinabzog. Oder zu ihr hinauf.

Es war ein Strudel, gegen den ich mich in keiner Weise wehren konnte. Und ich hatte ganz eindeutig das Gefühl, das wusste sie.

Ihr Lächeln, zwischen Mona Lisa und Belustigung schwankend, zog mich zu ihr hin. Ich stand wie unter Hypnose auf, wollte auf sie zutreten, sie umarmen und küssen, doch sie wich aus und zog mich mit sich nach nebenan in ihr Schlafzimmer.

Das war mein erstes Mal mit Anna, und ich wusste damals noch nicht, dass auch dieses Ausweichende ein Teil ihrer

Natur war.

2

Die nächsten Monate waren die schlimmsten meines Lebens - und gleichzeitig auch die schönsten. Wir sahen uns praktisch jeden Tag. Oder eher jeden Abend, wenn wir beide von der Arbeit kamen.

Meistens fuhr ich direkt zu ihr, wenn ich aus dem Büro kam. Und ich wusste nie, was mich erwartete. Oft waren eine Menge Leute bei ihr, nur sehr selten war sie allein. Ich konnte weder mit ihr reden noch sie berühren.

Am allerschlimmsten aber war es, wenn weder viele Leute bei ihr waren noch sie allein war. Wenn nur eine einzige Person bei ihr war, wenn ich kam. Manchmal kam diese Person auch nach mir, sodass ich mir schon Hoffnungen gemacht hatte, mit ihr allein zu sein. Hoffnungen, die dann plötzlich zerstört wurden.

Ich versuchte, sie anzurufen, mich mit ihr für einen bestimmten Zeitpunkt zu verabreden, um mit ihr allein zu sein, doch das gelang nur selten. Selbst wenn wir eine solche Verabredung getroffen hatten, waren manchmal schon Leute da, wenn ich kam. Oder kamen später dazu.

Nie schien Anna zu sagen: »Nein, ich habe keine Zeit. Ich bin schon verabredet.« Oftmals hatte ich das Gefühl, dass es den anderen Leuten genauso ging wie mir, dass sie nämlich damit gerechnet hatten, mit ihr allein zu sein. Doch wir wurden alle enttäuscht.

Merkwürdigerweise fesselte das jedoch nicht nur mich, sondern auch viele andere noch mehr an sie. Wie das funktionierte? Ich weiß es nicht.

Manche Leute waren wohl stärker als ich und verschwanden nach einiger Zeit. Aber dann kamen neue hinzu. Wie oft auch immer sie Menschen enttäuschte, es gab immer noch genügend, die sich von ihr angezogen fühlten.

Eines Abends waren wir tatsächlich allein, weil ich ausgeharrt hatte, bis alle anderen gegangen waren. Anna hatte recht viel Wein getrunken und war deshalb wesentlich offener und redseliger als sonst.

Ich sehnte mich furchtbar nach ihr, wollte mit ihr schlafen, sie berühren, ganz in ihr versinken, denn das war schon tagelang nicht mehr geschehen. Deshalb war ich geblieben, obwohl ich sehr müde war.

Auch ich hatte mehr Wein getrunken, als mir guttat. Zum Teil aus Verzweiflung, weil ich schon befürchtet hatte, dass es auch heute nicht klappen würde. Zum Teil auch deshalb, weil ich mich in der letzten Zeit daran gewöhnt hatte, denn bei Anna gab es immer Wein. Sie trank gern.

An diesem Abend machte ich – vielleicht weil ich schon halb betrunken war – den größten Fehler meines Lebens. Ich sagte ihr, dass ich sie liebte.

Ich weiß nicht, wie es anderen geht, aber erwartet man nicht eigentlich immer, dass die Antwort lautet: *Ich liebe dich auch?* Oder zumindest so etwas in der Art.

Im Grunde genommen hätte ich vorher wissen müssen, dass so eine Antwort nicht zu Anna passte. Dass von ihr nie ein *Ich liebe dich* kommen würde. Aber ich war so verliebt in sie, dass die Hoffnung alle Zweifel aufgefressen hatte.

Von ihr kam . . . gar nichts. Sie sah mich nur an, mit ihrem Weinglas in der Hand, und schien mich überhaupt nicht gehört zu haben.

Mir schlug das Herz bis zum Hals, während ich auf eine Antwort von ihr wartete. Ich saß wieder an ihrem Küchentisch, wie so oft, hatte meine Hände um mein eigenes Weinglas gelegt, das vor mir stand und in dem es dunkelrot schimmerte. Ich fühlte, wie meine Finger zitterten.

Nach den ersten zwei oder drei Sekunden, in denen sie nichts sagte, war mir schlagartig klar geworden, dass das, was ich mir erhofft hatte, nicht kommen würde. Dass ich einen Fehler gemacht hatte.

Und doch hatte dieses Geständnis unbedingt herausgewollt. Es hatte fast meine Brust gesprengt. Ich hatte es nicht zurückhalten können. Meine Gefühle für Anna waren so stark, dass ich sie einfach nicht beherrschen konnte.

Den ganzen Tag, wenn ich im Büro saß, konnte ich mich kaum von den Gedanken an sie lösen. Erinnerte mich an das letzte Mal, als wir miteinander geschlafen hatten, erinnerte mich an Ihre Berührungen, an ihre süße Stimme. An ihr Mona-Lisa-Lächeln, das immer so aussah, als würde sie etwas sehr Süßes dahinter verbergen.

Was genau sie jedoch dahinter verbarg, war nicht zu ergründen. Sie äußerte sich nicht dazu, sprach überhaupt sehr wenig. Außer wenn sie etwas getrunken hatte. Dann kamen interessante Gedanken aus ihr heraus, die zeigten, dass sie eine hochintelligente Frau war.

War es das, was sie versteckte? Ihre Intelligenz? Warum?

Weil sie so unergründlich war, reizte das zu Spekulationen. Es kursierten Gerüchte über sie. Zum Teil nicht sehr schmeichelhafte Gerüchte.

Aber auch das schien sie nicht zu stören. Sie beschäftigte sich nicht damit. Manchmal dachte ich, sie wüsste gar nichts davon. Doch selbst, wenn sie es wusste, ignorierte sie es.

Dafür bewunderte ich sie. Sie schien ganz in sich selbst zu ruhen. Und sie strahlte diese Ruhe auch aus. Das zog viele Menschen an. Auch wenn viele Leute bei ihr waren, war es niemals laut oder hektisch. Sie schien eine ausgesprochen beruhigende Wirkung selbst auf sehr aufgeregte Leute zu haben.

Meine Aufregung steigerte sich andererseits immer noch mehr, nachdem ich *Ich liebe dich* zu ihr gesagt hatte, weil sie nicht antwortete.

Dann jedoch sagte sie plötzlich: »Ich werde dich nur unglücklich machen. Ich mache alle unglücklich.«

Dem musste ich natürlich sofort widersprechen. »Aber nein«, sagte ich, streckte meine Hände aus und griff nach ihren. »Warum solltest du mich unglücklich machen? Du bist so wunderbar.«

Ohne jedes Lächeln schüttelte sie den Kopf. »Du kennst mich nicht«, entgegnete sie mit einer abgrundtief trostlosen Stimme. »Ich bin überhaupt nicht wunderbar.«

Was sollte ich dazu sagen? Das widersprach allem, was ich fühlte. Ich lächelte und umfasste ihre Hände, deren Finger sich kalt anfühlten, noch inniger. »Warum denkst du das?«

»Weil es so ist«, erwiderte sie auf eine Art hoffnungslos, die ich zwar nachvollziehen konnte, die mir aber bei ihr unangebracht erschien.

Ihre Stimme klang so endgültig, dass ich für einige Augenblicke sprachlos war. Ohne ihr Mona-Lisa-Lächeln wirkte sie ungeheuer verloren. Als ob sie plötzlich nackt dastehen würde. Aber auf eine Art nackt, die in keiner Weise erotisch war.

»Du kannst niemanden unglücklich machen«, behauptete ich weiterhin zärtlich lächelnd. »Du strahlst so eine Ruhe aus. Alle fühlen sich immer nur wohl bei dir.«

»Das ist das Gegenteil von dem, was ich fühle.« Sie gab ein hohles Geräusch von sich. »Wie kann man ruhig sein, wenn innerlich doch alles nur Chaos ist?« Sie leerte ihr Weinglas in einem Zug, versank fast darin, während sie trank.

Diese Aussage überraschte mich wirklich. Vielleicht war ich zu unsensibel gewesen, um es zu merken, aber dass sie innerlich nicht ruhig, sondern aufgewühlt war, hatte ich nicht im Entferntesten vermutet.

Ich schämte mich ein bisschen dafür, denn ich hatte mir eingebildet, eben gerade *nicht* unsensibel zu sein. Warum war mir das entgangen?

»Was ist denn?«, fragte ich besorgt, während ich die eine ihrer Hände, die nicht das Weinglas hielt, sondern immer noch auf dem Tisch lag, nun mit meinen beiden Händen umschloss. »Ist irgendetwas passiert?«

Langsam schüttelte sie den Kopf. »Es muss nichts passieren. Das Leben ist einfach nur schrecklich.«

Meine Augen öffneten sich weit, weil eine Art von Entsetzen mich erfasste. Sie sah so aus, als könnte sie sich im nächsten Augenblick umbringen. »So viele Menschen lieben dich«, stotterte ich ein wenig überrumpelt. »Wenn du Probleme hast . . . Wir würden dir bestimmt alle gern helfen.«

»Mir kann niemand helfen.« Sie stellte ihr Glas auf den Tisch, wollte ihre Hand jedoch anscheinend nicht meiner Umarmung entziehen und griff mit der Hand, die zuvor das Glas gehalten hatte, nach der Weinflasche, um sich nachzugießen.

Wenn der Tisch nicht zwischen uns und ich auf der Bank dahinter nicht fast eingeklemmt gewesen wäre, hätte ich sie am liebsten an mich gerissen, sie geküsst und im Arm gehalten, um ihr das Gefühl zu geben, dass sie nicht allein war. Dass ich immer für sie da sein würde.

Dass das Wort Liebe wie immer keine Bedeutung für sie zu haben schien, war mir gleichzeitig aufgefallen und wie ein Stich ins Herz gefahren.

»Was wollt ihr nur alle von mir?«, fragte sie mehr sich selbst oder die ganze Welt als mich. Sie hatte ihr Glas nachgefüllt und führte es wieder an die Lippen. Nach einem weiteren Schluck Wein richtete ihr Blick sich ganz gezielt auf mich. »Was willst *du* von mir?«

Das war eine Frage, die ich mir so noch nie gestellt hatte. Sobald ich sie sah, sobald ich nur an sie dachte, schoss mein Puls in die Höhe. Ich wollte bei ihr sein, mit ihr zusammen sein, sie im Arm halten, sie streicheln und küssen, vielleicht auch ein wenig sie beschützen.

Am liebsten hätte ich gewollt, dass die ganze Welt um uns versank und nur wir beide ganz allein auf ihr zurückbleiben würden. Ich brauchte die anderen, die Anna außer mir noch begehrten, nicht. Was mich jedoch in diesem Moment sehr überraschte, war, dass sie sie anscheinend ebenfalls nicht brauchte. Das hatte ich nicht erwartet.

Vielleicht wäre die richtige Antwort gewesen: *Ich will nur, dass du mich liebst.* Aber diese Antwort traute ich mich nicht laut auszusprechen. So unberechenbar, wie Annas Reaktionen waren, hatte ich Angst davor, was sie dann sagen würde. Oder vielleicht auch, was sie *nicht* sagen würde.

Also sagte ich nichts, drückte einfach nur ihre Hand und hoffte, dass das als Antwort reichen würde.

3

Doch zum Schluss gab es mit Anna immer mehr Fragen als Antworten. Wenn ihr meine Fragen zu viel wurden oder auch ihre eigenen, ging sie einfach mit mir ins Bett. Dort stellte niemand von uns mehr Fragen, und keine von uns musste Antworten geben.

So war es auch an diesem Abend gewesen und an den folgenden, an denen ich es schaffte, mit Anna allein zu sein. Wir gingen fast nie tagsüber miteinander aus. Unter der Woche nicht, weil wir beide arbeiteten, und am Wochenende schienen sich die Leute bei ihr zu stapeln.

Dann unternahmen wir zwar manchmal alle gemeinsam etwas, aber das zählte für mich nicht. Es schürte nur meine Eifersucht. Vor allem, wenn ich sah, wie sie eine andere Frau anlächelte. Ich hätte gern gehabt, dass dieses Lächeln für mich reserviert war.

Dass Anna so nicht denken konnte, war mir klar, und doch wünschte ich es mir immer wieder. Mit der Zeit bekam ich mit, dass sie mit praktisch jeder Frau aus der Gruppe schon einmal geschlafen, ein kürzeres oder längeres Verhältnis gehabt hatte.

Ich fand sogar Beweise dafür in ihrer Wohnung. Sie versteckte sie nicht. Oder kam sie gar nicht darauf, dass mich die Liebespfande anderer Frauen an sie interessieren könnten?

Bei jeder anderen Frau hätte ich vermutet, dass sie das mit Absicht tat. Und auch bei Anna ging mir dieser Gedanke beim ersten Mal, als ich einen dieser Beweise entdeckte, als sie völlig harmlos darauf reagierte, als ich ihn ihr zeigte,

durch den Sinn. Und doch merkte ich, dass ihr diese Art Absicht völlig fernlag.

Eifersucht lag ihr völlig fern. Sie verstand sie nicht. Konnte sie nicht nachempfinden. Deshalb war es ihr vermutlich ein Rätsel – falls sie überhaupt darüber nachdachte –, wie andere Eifersucht in Bezug auf sie spüren konnten. Wie es mir einen Stich versetzen konnte, eine ständige Qual war, mehr und mehr zu entdecken, wie vielen anderen Frauen sie schon ihre Gunst geschenkt hatte.

Ich weigerte mich, darüber nachzudenken, warum sie mit keiner dieser Frauen mehr zusammen war. Denn dann hätte ich darüber nachdenken müssen, dass auch die Beziehung, die ich zu ihr hatte, endlich sein würde. Dass sie nicht ewig dauern würde.

Doch es dauerte noch viel weniger lange, bis ich eine andere Entdeckung machte. Nämlich dass die Beziehungen zu den anderen Frauen nicht alle in der Vergangenheit lagen. Dass sie nicht nur mit *mir* schlief.

Es machte mich fast verrückt. Ich versuchte immer wieder, Verabredungen mit ihr zu treffen, am liebsten für jeden einzelnen Abend. Sodass sie gar keine Gelegenheit mehr haben würde, eine andere Frau in ihre Nähe zu lassen, ohne dass ich dabei war. Ich dachte mir Geschenke aus, mit denen ich um Anna warb, mit denen ich sie ganz für mich gewinnen wollte.

Aber das hatte alles keinen Sinn. Sie war wie ein Schmetterling, den man nicht einfangen konnte. Der immer weiterflatterte, von Blüte zu Blüte. Ich konnte sie nicht festhalten, sie nicht dazu bringen, sich nur auf mich zu konzentrieren, so wie ich mich auf sie konzentrierte, weil sie die Einzige für mich war.

Und sie verstand noch nicht einmal, warum mir das etwas ausmachte.

Ich war kein Mensch mit einem großen Freundeskreis. So etwas wie eine beste Freundin hatte ich auch nicht. Ich arbeitete viel, hatte Kollegen und Kolleginnen. Aber auch die

waren keine Freunde. Ich verbrachte einfach nur sehr viel Zeit mit ihnen, weil wir im selben Büro arbeiteten.

Deshalb musste ich all diese Gedanken, die um Anna kreisten, mit mir selbst abmachen. Ich konnte mit niemandem darüber reden. Jede der Frauen aus Annas Umfeld fiel allein schon deshalb flach, weil sie entweder etwas mit Anna gehabt hatte oder jetzt etwas mit ihr hatte. Oder in Zukunft etwas mit ihr haben würde.

Vielleicht hielt sie sich sogar für die Einzige, so wie ich mich einige Zeit für die Einzige gehalten hatte. Dann wäre sie sehr überrascht gewesen, meine Gedanken zu hören. Und vielleicht auch verletzt. Das wollte ich nicht.

Nicht alle von Annas Freundinnen waren jedoch so rücksichtsvoll mir gegenüber. Während ich mir ständig Gedanken über andere machte, machten sie sich nur Gedanken über sich selbst. Und auch wenn ich nicht genau gewusst hatte, mit wem außer mir Anna im Moment schlief, eines Tages erfuhr ich es zumindest von einer Person. Die mir ihr Leid klagte und offenbar nicht im Mindesten vermutete, dass auch ich etwas mit Anna haben könnte.

Tatsächlich meinte sie in mir wohl eine Freundin zu finden, die sie verstehen würde. Und *wie* ich sie verstand! Ich verstand sie besser, als sie sich das überhaupt vorstellen konnte. Ich quälte mich genauso wie sie, weil Anna sich nicht eindeutig zu mir bekannte, nur sprach ich nicht darüber.

Diese Frau versuchte genauso verzweifelt wie ich, zu Anna durchzudringen. Sie sagte mir, dass sie Anna liebte, ohne zu wissen, was das in mir auslöste. Sie sprach sogar davon, mit Anna zusammenzuziehen, sie zu heiraten, ein Leben mit ihr zu führen, wie ich es mir ebenfalls erträumte.

Ich war so baff von dieser Enthüllung, dass ich gar nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich muss mit einem ziemlich blöden Gesichtsausdruck dagestanden haben, während das alles auf mich einprasselte. Ich hätte am liebsten

losgeschrien, ihr gesagt, dass sie damit aufhören soll, dass sie mir damit wehtat, dass Anna mir gehörte.

Aber ich blieb stumm.

Irgendwann, nachdem sich all ihr Frust auf mich ergossen hatte, fragte sie mich dann tatsächlich sogar noch, ob ich nicht eine Lösung wüsste. Was ich ihr raten würde zu tun, um Anna für sich zu gewinnen, um sie endlich dazu zu bringen, genau dasselbe für sie zu empfinden, was sie für Anna empfand.

Ausgerechnet ich! Ich hätte ihr sagen können, dass ich selbst schon alles versucht hatte, dass ich mir die tollsten Geschenke ausgedacht hatte, dass ich immer wieder überlegt hatte, wie ich Anna von all den anderen losseisen könnte. Aber das tat ich natürlich nicht.

Das Schlimmste an diesem Gespräch war jedoch, dass diese Frau mir offenbarte, dass Anna schon einmal *Ich liebe dich* zu ihr gesagt hätte. Ich spürte, wie meine Knie weich wurden, wie ich fast umgefallen wäre. Wie meine Augen sich mit Tränen füllten.

Zu mir konnte Anna diese drei Wörtchen nicht sagen, aber zu ihr?

Ich dachte, mein Herz würde mit einem hörbaren Krachen brechen.

4

»He! Schwesterchen! Was machst du denn hier?« Mein Bruder Jan, jetzt Annas Ehemann, kam mit ausgebreiteten Armen freudestrahlend auf mich zu.

Damals, als ich noch hier gelebt hatte, war mir erst mit der Zeit aufgegangen, dass Anna keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern machte. Dass sie nicht nur mit den vielen Frauen, die ich kennengelernt hatte, zusammen gewesen war, sondern auch mit einer ganzen Menge Männern.

Als ich es erfuhr, dachte ich, das wäre vorbei. Denn es kamen fast nur Frauen zu ihr in die Wohnung. Und wenn einmal ein Mann kam, schien er keine Bedeutung zu haben, ging gleich wieder.

Bis ich dann den Fehler machte – den zweitgrößten Fehler meines Lebens –, Anna meinem Bruder vorzustellen. Oder meinen Bruder Anna.

Er war gerade von einem Auslandsaufenthalt zurückgekehrt und wusste von nichts. Er wusste nicht, wie sehr ich mich wegen Anna quälte, was gewesen war. Und ich erzählte es ihm auch nicht.

Vielleicht war das der drittgrößte Fehler meines Lebens gewesen, ich weiß es nicht. Auf jeden Fall war Jan sofort von Anna fasziniert. Wer nicht?

Wie üblich ließ Anna sich in seine Arme treiben wie ein Stöckchen, das auf dem Fluss schwimmt und sich nur nach der Strömung richtet, keine eigenen Entscheidungen trifft. Wie sehr sie mir damit wehtat, interessierte sie nicht. Wahrscheinlich bemerkte sie es nicht einmal.

Jan war etwas Neues und deshalb für sie Interessantes. Vielleicht hatte sie die Frauen aber auch nur als Zwischenstation betrachtet und im Grunde immer einen Mann gewollt. Ich wusste es nicht.

Und fragen konnte ich sie selbstverständlich auch nicht. Ich hätte keine Antwort bekommen. Außer vielleicht, wenn ich sie betrunken gemacht hätte. Aber auch dann . . . Ich hatte mittlerweile so meine Zweifel, ob sie selbst überhaupt wusste, warum sie tat, was sie tat.

»Meine berühmte Schwester!« Jan riss mich in seine Arme und hielt mich dann wieder auf Armeslänge von sich, um mich wie ein Museumsstück zu betrachten. »Die berühmte Schriftstellerin Mae Kristen.« Er grinste übers ganze Gesicht. »Ich bin so stolz auf dich, dass ich mich manchmal mit Jan Kristen, der Bruder von Mae Kristen, vorstelle.« Endlich ließ er mich los und boxte mich auf den Arm. »Hättest dich ruhig mal melden können. Hab immer mal wieder versucht, dich zu erreichen. Aber du warst ja wie vom Erdboden verschluckt.«

Hat Anna auch nach mir gefragt? Nach mir gesucht? hätte ich am liebsten gefragt. Aber ich wollte ihn nicht aus seiner Idylle reißen.

»Ich hatte viel Arbeit«, redete ich mich heraus. Das war zwar nicht gelogen, aber nicht der Grund, warum er mich nicht erreicht hatte. »War auf Lesetournee. Und dann musste ich schon wieder den nächsten Roman schreiben. Das ging Schlag auf Schlag.«

»Fleißig, fleißig«, lobte er mich schmunzelnd. »Da kriege ich ja schon wieder Minderwertigkeitskomplexe.« Er lachte, sodass man merkte, dass er das nicht ernst meinte. »Aber das bin ich ja seit meiner Kindheit gewöhnt.«

»Gib doch nicht so an«, gab ich zurück und musste lächeln. Mein kleiner Bruder war immer der Sonnenschein meines Lebens gewesen, dagegen konnte ich nicht angehen. »Du bist auch ganz schön erfolgreich.«